

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 5

Artikel: Ein Hauch von Schweiz im Herzen Afrikas
Autor: Zimmermann, E.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Hauch von Schweiz im Herzen Afrikas

Ihrer landschaftlichen Schönheit wegen werden zahlreiche hübsche Winkele in aller Welt mit unserem Land verglichen, ja, des öfters werden sie berühmt als die Sächsische, die Asiatische oder sonst irgend eine Schweiz. Es gibt aber noch andere Gegenden auf unserem Planet, die wohl keine oder doch nur eine geringfügige Ähnlichkeit mit unserer Heimat haben, denen aber dennoch ein Hauch von Schweiz anhaftet.

Ich fand eine davon 450 km landeinwärts in Tansania. Halbwegs zwischen Dar-es-Salam, der Hauptstadt dieses ostafrikanischen Landes und dem riesigen Binnenmeer des Tanganjikasees liegt ein kleines Busendorf mit Namen Ifakara. Ifakara wäre wohl auch heute noch ein vielleicht sogar den Regierungsämtern in der Kapitale wenig oder gar nicht bekanntes Nest, wären nicht in der deutschen Kolonialzeit um die Jahrhundertwende deutsche Benediktinermissionare an den Oberlauf des Flusses Rufidji, der dort noch den Namen des Quellflusses Kilombero trägt, gekommen, um das Evangelium zu verkünden. Als dann aber bei Kriegsende, 1918, alle Deutschen aus der ehemaligen Kolonie Deutsch-Ost-Afrika ausgewiesen wurden, blieben die Missionsstation und natürlich auch die verschiedenen anderen Posten im Lande nicht lange verwaist. Sie wurden alle von den Schweizer Kapuzinern übernommen, zu denen sich später noch die Baldeggerschwestern gesellten.

Von den ersten bärtigen Männern in den braunen Kutten, die 1921 nach Ostafrika kamen, lebt noch heute in Altdorf Pater Guido Käppeli, ein Aargauer, dem es Ifakara besonders angetan hat. Gerne erzählt er von der damaligen wochenlangen Fussreise durch Sawannen und Urwald, den blauen Ulugurubergen entlang nach dem einsamen Ort am Fluss mit dem feuchtheissen Klima. Heute ist die lange Reise auf den seither zum Teil recht gut ausgebauten Strassen zwar noch immer beschwerlich, besonders in der Regenzeit, wenn die Wege oft

reissenden Flüssen gleichen. Man macht sie im Landrover, wenn gerade ein Einzelner hin- und zurückfahren muss, meistens aber im Cockpit des allwöchentlich vom bischöflichen Palast in Dar-es-Salam wegfahrenden 5-Tonnen-Lastwagens, der die Station versorgt. Die Fahrt dauert rund 13 Stunden — meist ohne Aufenthalt — oder 6 bis 7 Stunden im Landrover. Aber sowohl im einen wie im andern Vehikel wird der Reisende geschüttelt, und oft muss er für sein Steissbein fürchten, wenn der einheimische Chauffeur allzu forsch über die holprigen Buschwege dahinsaust.

Den Hauch von Schweiz vermitteln

im Lesen und Schreiben, sondern sie vermitteln ihnen — zum mindesten den Aufgeweckteren unter den Schülern — das Rüstzeug für spätere Studien, zum Beispiel in Makerere oder Nairobi, den bekanntesten Hochschulen in Ostafrika. Die Brüder — für den Laien ist es schwer, die Patres von den Brüdern zu unterscheiden — unterhalten ganze Handwerkerschulen.

Unvergesslich ist mir ein Tag in Gesellschaft des kleingewachsenen Bruder Edwin, einem Innerschweizer, der den gleichen Namen wie einer unserer Bundesräte trägt, — ein wahres Genie und Allerweltskerl. Er leitete da-



Das Rural Aid Centre in Afrika: Links das Wohlfahrtshaus für Studenten, in der Mitte die Studentenwohnhäuser, dahinter der Vorlesungssaal und die Laboratorien.

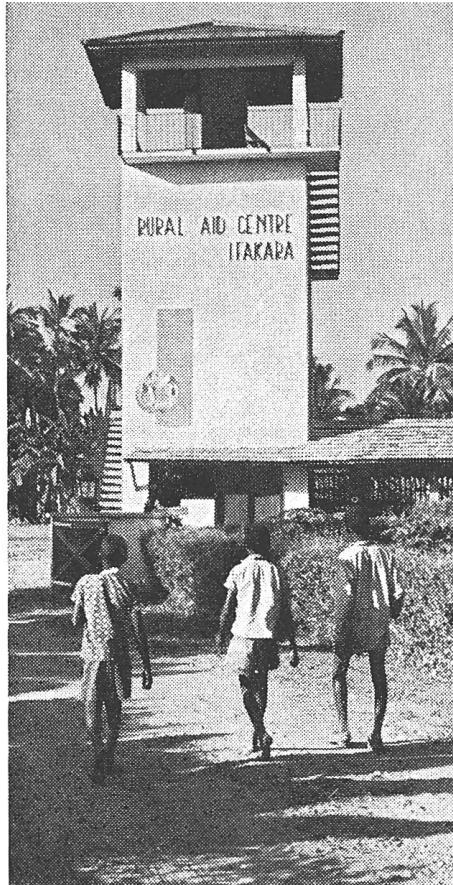
die überall auf dem weiten Missionsareal zu hörenden Laute in unsfern heimatlichen Dialekten. Meist stammen sie aus dem Luzernischen, aber auch aus den Kantonen Solothurn, St. Gallen, der Urschweiz oder aus dem Wallis. An die zwanzig Kapuziner leben hier in einem recht komfortabel eingerichteten Haus, das eine grosse Bibliothek besitzt, und etwa ebensoviele Baldeggerschwestern wohnen in einem andern, etwa 200 Meter weiter entfernten Gebäude. Zwischen ihnen liegt die Kirche, fast eine Kathedrale, die sonntags dermassen von Gläubigen überfüllt ist, dass Hunderte draussen stehen müssen. Die Patres schulen während der Woche die jungen Afrikaner nicht nur

mais gleich drei Handwerkergruppen, und wie mir schien, alle mit dem gleichen Geschick und dem gleichen Enthusiasmus. Seine Fachkenntnisse als Maurer, Schreiner und Schneider sind einzigartig. Daneben schuf der Mann für besonders begabte Schüler eine regelrechte Bildhauerabteilung, denn er selber ist ein begabter Jünger dieser Kunst. Eines seiner Kunstwerke ist eine 3 Meter hohe Marienstatue. Sie beeindruckt auch den Unfrommen durch die geglückten verinnerlichten Züge und die originelle Idee eines überdimensionierten Rosenkranzes, den die Madonna in den Händen hält. Dieses wirkliche Meisterwerk eines Autodidakten steht über dem Kirchentor einer andern

kleinen Missionsstation etwa 40 Kilometer westlich Dar-es-Salam.

Die schwarzen Künstlerlehrlinge schaffen unbeeinflusst nach eigenen Ideen Szenen aus dem Leben, hauptsächlich aber solche aus der biblischen Geschichte, wobei natürlich die geschaffenen Personen afrikanische Züge tragen, gleichgültig, ob es sich um irgend einen Heiligen oder gar den Christ selber handelt. Die geschaffenen Werke stellen eine verblüffend unprätenziöse Symbiose einheimischer, aber technisch aufgebausserter Bildschöpferkunst mit christlichem Gedankengut dar. Die in den Schreinerwerkstätten hergestellten Möbel lassen sich sehen, sie stehen qualitativ und formschön jenen hübschen Möbeln aus unsern Heimatwerken keineswegs nach.

Es ist grossartig, abends nach einem heissen Tagewerk mit diesen bärtigen Männern auf der Veranda in bequemen Liegestühlen zu sitzen und zu plaudern. Meist sind es aufgeschlossene Menschen, die genau so gut über hausbackene Probleme wie über Kunst und Literatur, aber auch über Politik in ihrem stark nach links orientierten Missionsland sprechen. Auffallend ist dabei das grosse Vertrauen, das sie alle dem Staatschef, Julius Nyerere, entgegenbringen, der hoch geschätzt ist. Dies, obschon der Mann heute stark im rotchinesischen Fahrwasser segelt, oder durch seine zahlreichen kommunistischen Regierungsmitglieder gezwungen ist, mitzusegeln. Ein grosses Werk im Sinne moderner Entwicklungshilfe haben die Schweizer Kapuziner mit dem St. Francis-Spital geschaffen. Sie bauten es mit Geldern von Gönern aus der Schweiz und zum Teil auch aus Österreich. Der langjährige Chefarzt, der jetzt durch einen Schweizer abgelöst worden ist, war übrigens ein Österreicher, der im Zweiten Weltkrieg als Pilot tätig war; meine Fahrt mit ihm im Landrover über Stock und Stein im 100-km-Tempo wird mir zeitlebens unvergesslich bleiben. Das Spital setzt sich aus einer Vielzahl einzelner Gebäudetrakte zusammen. Es gibt eine



Der Eingang zum Rural Aid Centre: Nicht Wacht, sondern Wasserspiegel als Symbol.

Allgemeine Abteilung, eine Tuberkuloseklinik (die TB ist in Afrika weitverbreitet), ein Frauenspital, eine Kinderabteilung und eine Leprastation mit zusammen über 400 Betten, was der Grösse eines Kantonsspitals bei uns entspricht. Neuzeitliche Operationssäle und ein modernes Röntgeninstitut werden von schweizerischen Assistenzärzten betreut. Daneben sind auch eingeborene Ärzte tätig.

Hier drängt sich eine Zwischenbemerkung auf: In offiziellen Statistiken wird oft tadelnd erklärt, die Schweiz sei in Sachen Entwicklungshilfe ein knauseriges Land, das nur etwa 0,5 Prozent seines Sozialeinkommens an die Dritte Welt abgebe. Und dies, während andere Industriestaaten das Vielfache opfere — beispielsweise Frankreich bis zu 4 Prozent. Das stimmt nun allerdings nur bedingt. Wohl liegen die vom Bund ausgerichteten Millionen in der genannten Grössenordnung; aber die private Entwicklungshilfe ist um ein Vielfaches grösser, und der Gesamtaufwand unseres Landes für die Entwicklungshilfe steht jenem der Grossmächte rund um unser Land keineswegs nach. Gerade Ifakara stellt ein frappantes Beispiel aufwendiger Entwicklungshilfe unseres Landes ohne staatliche Mithilfe dar. Wäre es bei der Missions-tätigkeit mit der so nützlichen Schu-

lung der jungen Eingeborenen auf verschiedenen Gebieten und dem Spitalbetrieb durch die Kapuziner und die katholischen Ordensschwestern geblieben, so wäre der Name Ifakara der einer blühenden, aber doch ausserhalb der kirchlich-katholischen Kreise weitgehend unbekannten Missionsstation geblieben. Zu der schon recht ansehnlichen Entwicklungshilfe, die die Mission hier jahraus, jahrein leistet, kommen nämlich weitere hundertausende Franken dazu, die die «Basler Stiftung für Entwicklungshilfe» nach Ifakara leitet.

Als vor rund zehn Jahren die genannte, von der Basler Chemischen Industrie ins Leben gerufene Stiftung an die Verwirklichung ihrer Pläne gehen wollte, wandte sie sich um Rat an das Schweizerische Tropeninstitut in Basel. Dessen dynamischer Leiter, Prof. Dr. R. Geigy, schlug die Schaffung eines «Rural Aid Center» vor. Dieser hochinteressante, zweckmässige Beitrag zur sinnvollen Entwicklungshilfe in Afrika ist ein Werk der Zusammenarbeit der Firmen CIBA, Durand-Huguenin, Geigy, Hoffmann-La Roche, Lonza und Sandoz, dem Tropeninstitut selber, der Regierung in Tansania, der Mission der Kapuziner und dem schweizerischen Teilhaber der schweizerisch-englischen Sisal-Gesellschaft AMBONI ESTATES in Tanga im Norden Tansanias. Mission und «Rural Aid Center» stellen gleichzeitig ein bemerkenswertes Beispiel von Ökumene dar, die harmonische Zusammenarbeit von protestantischen und katholischen Christen.

Was ist nun das «Rural Aid Center», das auf dem ausgedehnten Areal der Kapuziner-Mission — die diesen Teil kostenlos der Basler Stiftung überlassen hat — steht? In Ifakara werden junge Afrikaner zu verantwortlichen Leitern von sogenannten «Dispensaries» (Samariterposten) in den abgelegenen, oft durch Regengüsse monatelang von jeder Verbindung mit der Aussenwelt abgeschlossenen Gebieten ausgebildet. Zusätzlich können aber auch Studenten der Medizinischen Fakultät in Dar-es-Salem in besonderen

Vorlesungen und Kursen ihre Kenntnisse im Spital selber auf praktische Art vertiefen. Das Center steht ferner Studierenden der Agrarwissenschaft zur Verfügung. Dieser Plan ist seinerzeit dem Präsidenten Nyerere und dem Gesundheitsminister von Tansania durch Prof. Dr. R. Geigy vorgeschlagen und von den Regierungsspitzen in Dar-es-Salem freudig begrüßt worden.

Ein Schweizer Architekt wurde mit dem Bau des Centers beauftragt. In acht Monaten baute er den ganzen Komplex von Studien- und Wohnhäuschen für die Studenten, aber auch für die jeweils während der Kursdauer in Ifakara anwesenden Dozenten aus der Schweiz. Der Bau der hübschen Bungalows und deren Inneneinrichtungen kostete die Stiftung 800 000 Schweizer Franken, und der jährliche Unterhaltsaufwand beläuft sich seither auf rund 400 000 Franken. Die Kurse begannen im Juli 1961. Die tansanische Regierung übernimmt die Kosten für die jeweiligen Hin- und Rückreisen der Studenten, richtet ihnen auch ein Taschengeld aus und bezahlt die Verköstigung. Seit 1961 finden alljährlich 3 Monate dauernde Kurse statt, die von jeweils rund 40 zukünftigen Rural Medical Aids, 10 bis 20 Medizinstudenten und etwa 20 Agrarschülern besucht werden.

Da anfänglich meist schweizerische Dozenten ihre Tätigkeit ausübten, wurden die Kurse in englischer Sprache gegeben. Als auch einheimische Kräfte herangezogen werden konnten, erfolgten einzelne Kurse auf Kisuaheili. Interessant ist, dass ein Teil der abendlichen Freizeit zu Diskussionsgesprächen zwischen Dozenten und Studierenden verwendet wird, zum Beispiel über Mischehen zwischen Schwarz und Weiss und über Mentalitätsunterschiede der Rassen. — Im Verwaltungsbüro sitzen schweizerische und eingeborene Arbeitskräfte. Die ersten, zusammen mit den schweizerischen Dozenten, vertiefen den Hauch der Schweiz mitten in Afrika.

Ifakara ist sicher ein Musterbeispiel

von sinnvoller Entwicklungshilfe. Ein nicht geringes Verdienst ist die Tatsache, dass damit das unglückliche System der Ausrichtung von Stipendien an schwarze Studenten für Europa umgangen wird. Viele in Europa studierende Schwarze verlieren durch lange Aufenthalte im Westen oder Osten den Kontakt mit ihrer

Heimat. Nur ungern kehren sie nach Afrika zurück und scheuen sich vor allem, in den Busch zu gehen. Die studierenden Afrikaner in Ifakara dagegen bleiben in engem Kontakt mit ihren Landsleuten in den Steppen und im Urwald, die sie, selber Stadtkinder, meist gar nicht recht kennen.

E. M. Zimmermann

Oststurm

So ein Oststurm im Juli, an der Südküste des Mittelmeeres ist unheimlich. Graugelbe Sandwolken haben über Nacht die Sommerbläue ausgelöscht, Windböen tragen Sand über die Steppe, preschen in die sich biegenden Kronen der Dattelpalmen. Das Meer, farblos, kochend, zerfetzt einzelne Brecher an den knochigen, gelben Küstenfelsen.

Das flache Clubgebäude, von Bougainvillea überwuchert, liegt am Rand einer teils überbauten, teils von Steppengras überwucherten Dünenlandschaft. Dort, auf der Terrasse über dem Meer wartet der junge Doktor Aziz El-Husseini auf seine ausländischen Freunde, die er zum Mittagessen gebeten hat. Es ist ein Wetter für Atemnot und Schweissausbrüche; Aziz scheint davon unberührt, als er sich über die Hände der heranflatternen Damen beugt. Der Wind trägt zerrissenes Männerlachen und Türenschlagen vom Parkplatz her, die Herren folgen mit geduckten Köpfen. Man drängt in die gekühlte Bar; Tür und Vorhang sperren Jahreszeiten, Winde und auch das fremde Land weitgehend aus. Nur «zivilisierte» Araber haben hier Zutritt.

Man entspannt sich in kühlen Ledersesseln und hält seine sandbepuderten Lippen an ein beschlagenes Glas. Eis pocht gegen die Zähne, der Herzschlag fällt in Gleichschritt. Jemand sagt originellerweise: es lebe die Zivilisation! Gelächter; das ist hier ein mit Emotionen geladenes Schlagwort.

Fast jeder von Aziz' Gästen beschäftigt sich in irgendeiner Form «mitzuzivilisieren»: Dr. Raffique mit der WHO (Weltgesundheitsorganisation), Bob Sanders beim British Council, Sigi Ferch bei der FAO (Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation), Eric Lunel arbeitet bei einer Erdölgesellschaft. Ihre Frauen begnügen sich damit, ihre Houseboys zu «zivilisieren» — partyfüllender Gesprächsstoff.

Aziz lacht unbeschwert mit. In seiner Seele scheinen Ost und West friedlich nebeneinander zu leben. Seine Frau Gwen, Schottin, Studienkollegin aus Edinburgh, lebt erst seit einem Jahr hier. Ihr Enthusiasmus für dieses unterentwickelte Land ist noch ungebrochen.

«Wir sind zehn Personen und — warten Sie — sechs Nationalitäten!»

«Sieben, Gwen», verbessert Ferch. «Meine Frau ist Österreicherin.»

«Und Sie?» fragt Jeanne Lunel.

«Bayer.»

«Und sprechen auf sieben Arten akzentfreies Englisch!» meint augenzwinkernd der Pakistani Raffique.

«Gwen am schönsten», neckt Helen Sanders ihre Freundin.

«Biest!»

«Ah, die Sprachen!» Eric Lunel nimmt die Pfeife aus dem Mund: «Mes amis — sind wir nicht wieder am Ausgangspunkt der babylonischen Sprachverwirrung angelangt? Schliesst sich nicht der Kreis, indem wir, Menschen verschiedener Sprache, uns verstündigen und versuchen, an dieser Stelle ein neues Paradies zu schaffen?...»